

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 66 (1972)
Heft: 15-16

Rubrik: Aus den Erinnerungen eines Auslandschweizers

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rüeggisberg mehr Milchwirtschaft als Ackerbau betrieben. Denn der Ackerbau ist heute nicht günstig ohne teure Maschinen oder fremde Hilfskräfte. Die wenigsten Bauern können sich dies leisten. —

Die Landwirtschaft gibt auch den Schmieden, dem Wagner, Müller und übrigen Gewerbebetrieben in der Gemeinde Arbeit und Verdienst. Die landwirtschaftlichen Produktpreise spielen also in dieser Bauerngemeinde für alle eine grosse Rolle.

Die Bauern verkaufen hier kein Land

Die Gemeinde Rüeggisberg liegt zum grössten Teil auf einer herrlichen Sonnenterrasse mit Sicht auf die Gegend von Thun, die Voralpen und die Alpen. Viele reiche Leute wollten hier schon ein Stück Land für den Bau eines Ferienhauses kaufen. Der Gemeindepräsident erzählte: «Wir bekommen fast alle Tage eine Anfrage, ob nicht irgendwo Land zu kaufen sei für den Bau eines Ferienhauses. Aber die Bauern geben kein Land, hingegen haben einige in ihren Häusern Ferienwohnungen zum Vermieten eingerichtet.» Den Rüeggisber-

gern ist es lieber, wenn die Erholungssuchenden ihr Gebiet als Wanderer durchstreifen. In und um das Dorf gibt es genügend Parkplätze. An schönen Tagen kommen immer viele Gäste. Sie wandern über die Höhen und in Wäldern, erfreuen sich an der schönen Aussicht auf die Alpenkette oder besichtigen die Klosterruinen.

Hoch über dem Tal stand eine Kirche

Schon im 7. oder 8. Jahrhundert stand hoch über dem Tal an der alten Römerstrasse eine Kirche oder Kapelle. Also hat es wahrscheinlich damals schon ein Dorf Rüeggisberg gegeben. — Und im Jahre 1072 gründete die in jener Zeit berühmte Abtei Cluny in Frankreich hier ein Kloster. Von der Klosterkirche stehen heute aber nur noch Ruinen. Die Rüeggisberger haben das Andenken an die Klostergründung vor 900 Jahren mit einem Fest gefeiert. Nach den Tagen harter Arbeit frohe Feste feiern gehört auch zum Leben einer Gemeinde.

Nach einer Reportage von K. Aeschmann in den «Tages-Nachrichten» Münsingen. Ro.

Aus den Erinnerungen eines Auslandschweizers

Im März 1927 waren mein Cousin und ich in Kanada eingewandert. Wir hatten auf benachbarten Farmen etwa 100 km von Montreal entfernt Arbeit gefunden. Es ging uns gut. Meistersleute und Mitarbeiter waren sehr nett. Die Arbeit war bei weitem nicht so hart, wie man in der Schweiz immer glaubte. Wir hätten also zufrieden sein können. Aber immer wieder sagten uns Bekannte in Montreal: «Ihr seid dumm. In Kanada müsst ihr für geringen Lohn arbeiten. In den USA sind die Löhne viel höher! Als junge Männer mit Kollege-Bildung findet ihr jenseits der Grenze unzählige Stellen in Büros, wo man wenig arbeitet, aber viel verdienen kann.»

Darüber dachten wir oft nach. Und an einem schönen Junitag fuhren wir nach Montreal. Dort erhielten wir noch am gleichend Abend die nötigen Einwanderungs-

papiere und das Passvisum. Wir wollten aber unseren netten Meister nicht mitten in der landwirtschaftlichen Hochsaison und gerade vor der Heuernte verlassen. Wir kündigten darum erst auf den 1. November. An diesem Tag fuhren wir mit der Bahn nach Montreal. Wir machten einige Einkäufe und besorgten die Billetts nach Cleveland im Staate Ohio. Wir zahlten auch die Kopfsteuer (Einwanderungsgebühr) und brachten die Koffer gleich zur Zollkontrolle, damit der Grenzübertritt rasch und reibungslos vor sich gehen könne. Der Inhalt der Koffer wurde genau kontrolliert. Dann wurden die Koffer plombiert.

Unfreundlicher Empfang

Wir blieben noch ein paar Tage in Montreal. Im Hause des YMCA (Christlicher Verein Junger Männer) hatten wir ein

nettes Zimmer gemietet. Es gefiel uns hier sehr gut, Bibliothek, Turnhalle und Schwimmbad waren gleich im Hause — Dann nahmen wir Abschied. «Auf ins gelobte Amerika!»

Nach etwa 13 Stunden Bahnfahrt passierten wir die Niagarafälle. In Buffalo betraten wir zum erstenmal den Boden der USA. Ein uniformierter Beamter der Einwanderungsbehörde befahl uns, die Koffer zu ergreifen und mit ihm ins Büro zu kommen. Wir fragten: «Warum? Die Koffer sind doch plombiert, die Papiere in Ordnung, und die Kopfsteuer ist auch bezahlt.» Aber es nützte nichts. «Aussteigen und mitkommen!», hiess es. So trabten wir mit unseren schweren Koffern den ganz Zug entlang bis ins Büro. Dort verlangte man von uns die Bezahlung der Kopfsteuer. Wir legten die Quittungen auf den Tisch. Da merkte der elegant uniformierte Beamte, dass er im Unrecht war. Aber er entschuldigte sich nicht. Er sagte: «Verdammte Sch. . . , Sie können gehen!» Wir fanden diesen Empfang in «God's own Country» (Gottes eigenem Land), wie stolze Amerikaner ihr Land gerne nannten) nicht sehr herzlich.

Man brauchte uns in den USA nicht

Gegen Abend kamen wir dann in Cleveland an. Mein Cousin hatte dort eine vornehm möblierte 4-Zimmer-Wohnung gemietet, die keine Miete kostete! Die Bewohner lebten für vier Monate in Miami (Florida), also weit im Süden, in den Winterferien. Sie waren froh, dass jemand ihre Wohnung benutzte. Sie hatten uns Vertrauen geschenkt, obwohl sie uns persönlich gar nicht kannten. Das war grossartig.

Am nächsten Morgen kauften wir gleich Zeitungen und studierten den Stellenanzeiger. Wir mussten aber eine grosse Enttäuschung erleben. Ende Oktober war nämlich der berühmte «Schwarze Freitag» gewesen. An diesem Tag waren die Börsenkurse (Kurswerte der Wertpapiere, wie Aktien) bodenlos tief gefallen. Viele Vermögen gingen verloren. Hunderte von Geschäften mussten ihre Tore schliessen, und Tausende von Angestellten wurden brotlos.

Die einzigen offenen Stellen waren: «Vertreter gesucht». Aber diese Beschäftigung gefiel uns nicht. Wir wollten nicht andern Leuten Waren aufschwätzen, die wir selbst nicht kaufen würden. Wir gaben aber die Hoffnung nicht auf. Wir liessen uns bei drei Stellenvermittlungsbüros einschreiben. Dafür bezahlten wir eine Einschreibgebühr von 1 bis 3,5 Dollar. Das war hinausgeworfenes Geld. Denn immer, wenn wir in den Büros vorsprachen, hiess es kurz: «No Jobs!» («Keine Arbeit!»).

Nach Weihnachten besassen wir nur noch drei Dollars

So bummelten wir halt durch die schönen Parkanlagen der Stadt, besuchten Museen und Konzerte. Manchmal besuchten wir auch fünf Kinovorstellungen an einem Tage, von morgens 10 Uhr anfangend bis zur letzten Vorstellung um Mitternacht. In den meisten Kinos gab es zwischen den Filmen noch bis zu fünf Variétévorstellungen. Deshalb waren die Räume nie ganz verdunkelt. Die Eintrittspreise waren nicht hoch, und alle Plätze kosteten gleichviel. Wer sich hauptsächlich für die Filme interessierte, setzte sich hinten hin. Wer lieber die schönen Beine der Variétékünstlerinnen bewunderte, nahm weiter vorn Platz. Aber es war verboten, während den Vorstellungen den Platz zu wechseln. Es war auch verboten, während der Variété-Vorstellung einzuschlafen. Das wäre eine Beleidigung der Schauspieler gewesen, und man wäre sofort und energisch vor die Türe gestellt worden.

So lebten wir also gar nicht schlecht und hatten keine Langeweile. Aber unsere ersparten Dollars schmolzen dahin wie Schnee an der Frühlingssonne. Und als Weihnachten vorbei war, besassen wir nur noch drei Dollar!

Da kehrten wir reumütig wieder aufs Land zurück

Mit so wenig Geld im Sack und ohne Arbeit konnten wir nicht länger in der Stadt bleiben, wo es uns so gut gefiel. Wir beschlossen reumütig, nun doch wieder aufs Land zu gehen und dort eine Arbeit anzu-



Wer kennt diesen Mann?

Er stammt aus dem Tessin. Im Jahre 1966 wurde er in ein hohes Amt der Eidgenossenschaft gewählt. Auf dem Bilde (rechts vorn) sehen wir ihn im Gespräch mit Journalisten aus der Sowjetunion, die einen mehrtägigen Besuch in der Schweiz machten.

Obwohl er viele Aufgaben im Dienste unseres Landes (Finanzen!) zu erfüllen und wenig freie Zeit hat, übernahm er dazu noch das ehrenamtliche Präsidium von Pro Infirmis. — Er wird am 1. August im Fernsehen zum Schweizer Volk sprechen.

Nello Celio, Bundespräsident für 1972

nehmen. Wir wählten eine Pferde-Ranch an der Grenze des Staates Indiana. Dort suchte man zwei Ranch-Hands (Ranchhilfsarbeiter). Der Boss (Meister) wollte zuerst nicht zwei Freunde anstellen. Er meinte, wenn einer weggeht, haut's der andere auch gleich, und ich muss dann wieder zwei neue suchen. Doch dann stellte er uns doch an.

Der Boss war ein kleiner, magerer, alter Mann mit einer grossen Hakennase. Er trug immer rote Zug-Gummistiefel. Sie reichten ihm bis zur Mitte der Oberschenkel. Er rollte sie aber bis unter die Knie herab. So sah er wie ein Gartenzwerg aus. Wir nannten ihn deshalb unter uns nur «Zwerg-Nase».

Der Boss war herzleidend und darum immer schnell aufgeregt. Er brüllte die

Leute gerne an. Wahrscheinlich gab es darum auf dieser Ranch so häufig Personalwechsel. Wir beiden aber hatten unverbrauchte starke Nerven und guten Humor. Wenn «Zwerg-Nase», der Boss, unsere Arbeit brüllend kritisierte, dann schauten wir von unserer 1,83 Meter Höhe lächelnd auf ihn herunter. Das verbesserte seine Laune nicht.

Wir schliefen in Himmelbetten

Das Ranchhaus war ziemlich neu. Das alte stand ein paar Meter abseits. Es war vom Parterre bis zum Giebel mit Hafer angefüllt. Mit Krüsch gemischt, wurde dieser den Pferden verfüttert. Es war deshalb nicht erstaunlich, dass die Tiere so temperamentvoll waren.

Doch nicht nur die Tiere, auch die Men-

schen wurden glänzend gepflegt. Zum Morgenessen um acht Uhr gab es Buchweizen-Pfannkuchen. Die etwa 10 cm im Durchmesser messenden und zirka 1,5 cm hohen Pfannkuchen waren dick mit Butter bestrichen und mit Ahornsirup übergossen. Vier Stück davon bezeichnete man als ein Stack. Die Meisterin war eine vorzügliche Köchin. Sie bereitete die Pfannkuchen vorzu am Herd. Am ersten Morgen fragte sie, wieviele Stacks jeder von uns wolle, fünf Stacks pro Mann sei das Normale. Wir begannen mit vier Stacks. Aber nach drei Wochen kam ich schon auf sechs Stacks = 24 Stück. Mittag- und Abendessen waren nicht weniger gut und reichhaltig. Wir «packten» immer tüchtig ein, denn nach der Arbeit fehlte es uns nie an Appetit.

Abends waren die Stuben sehr kalt. Wegen dem früheren Personalmangel war der Holzvorrat klein, man musste Heizmaterial sparen. Mit unseren vollen Mägen schliefen wir bald ein. Wir wurden aber immer von schweren Träumen geplagt. Vielleicht waren daran auch unsere guten, aber etwas altertümlichen Betten schuld. Mein Bett war eine schwere Holzkonstruktion mit einem hölzernen Betthimmel auf vier gedrechselten Säulen. Max schlief in einem ähnlichen Bett aus Bronze und mit einem blauen Betthimmel. Wir taufte unsere Betten: Mein Bett nannten wir «Fürstengruft» und Maxens Bett «Prinzenbett». Sie erinnerten uns eben an Himmelbetten in alten Schlössern und Burgen.

(Fortsetzung folgt)

Blick in die Welt

In Korea ging die Sonne der Hoffnung auf

Im September des Jahres 1945 wurde das Volk der Koreaner auf der Halbinsel Korea in Ostasien frei von japanischer Herrschaft. Es bildete einen eigenen Staat. Aber schon drei Jahre später gab es zwischen dem Norden und Süden des Landes grosse Meinungsverschiedenheiten. Das Land wurde in zwei Staaten gespalten: Nordkorea mit zirka 13 Millionen Einwohnern und Südkorea mit zirka 30 Millionen Einwohnern. Der 38. Breitengrad ist die Grenze. Die getrennten Brüder lebten aber nicht friedlich nebeneinander. Im Jahre 1950 brach zwischen ihnen ein Krieg aus. Der Koreakrieg dauerte fast drei Jahre. Nordkorea wurde von China mit Waffen und Truppen unterstützt, Südkorea vor allem von den USA. Der Waffenstillstand von Panmunjon beendete den Krieg. Seither sind die beiden Staaten streng voneinander getrennt. Der 38. Breitengrad wurde zu einer eisernen Wand. Niemand darf hinüber, und niemand darf herüber. Es gibt keinen Grenzverkehr, es gibt auch keinen Postverkehr zwischen den beiden Ländern.

Links und rechts von der Grenzlinie ist ein schmaler Streifen Land, der von einer bewaffneten internationalen Militärkommission der UNO kontrolliert wird. — Das ist nun seit bald zwanzig Jahren so. Niemand wagte zu hoffen, dass es einmal anders werde.

Und nun hat sich doch etwas geändert. Am 5. Juli erlebte die Welt eine Ueberraschung. Nord- und Südkorea wollen den «Kalten Krieg» beenden. Sie wollen in Zukunft friedlich nebeneinander leben. Die Grenze soll in Zukunft für den gegenseitigen Verkehr geöffnet werden. Bald gibt es wieder eine direkte Telefonverbindung zwischen den beiden Hauptstädten Seoul und Pjöngjang. — Diese Meldung war darum eine grosse Ueberraschung, weil die Nord- und Südkoreaner niemandem etwas von ihren Besprechungen verraten haben. Sie haben ganz allein eine friedliche Lösung gesucht und gefunden. Darum darf man heute sagen: In Korea ging die Sonne der Hoffnung auf!